

Werner Hägele
Die Grenzen des Wachstums und der moderne
Hochleistungssport im Spiegel gesellschaftlicher
Veränderungen

Einleitung

1 Die Grenzen des Wachstums

**2 Anfängliches Ignorieren der Wachstumsbegrenzungs-
These (1972-2000)**

- a) Die Digitalisierung und Globalisierung der Gesellschaft
- b) Coubertins *Citius, Altius, Fortius* und der moderne Hochleistungssport

**3 Die Grenzen des Wachstums gewinnen schärfere
Konturen (2000-2023)**

- a) Die Erderwärmung und ihre unzureichende Bekämpfung
- b) Die Krise ungezügelter Wachstums und erste Nachhaltigkeitsmaßnahmen im Hochleistungssport

**4 Die Zukunft von Gesellschaft und Hochleistungssport
im Zeichen der Umwelt- und Klimakrise**

- a) Strategien für eine überlebensfähige (Welt-)Gesellschaft
- b) Szenario 2050: Mosaiksteine einer Post-Coubertin'schen Leistungsphilosophie

Einleitung

Mit der These von den *Grenzen des Wachstums* gelang es dem *Club of Rome* Anfang der 1970er-Jahre, weltweite Beachtung zu erlangen. Obwohl in der Wissenschaft heftig und kontrovers diskutiert, wurde die Wachstumsbegrenzungs-These in der Gesellschaft und im Hochleistungssport bis in die 1990er-Jahre weitestgehend ignoriert. Dies änderte sich erst Anfang des 21. Jahrhunderts, als die sich beschleunigende Umwelt- und Klimakrise ein Umdenken in Politik, Wirtschaft und Bevölkerung auslöste. Auch der Hochleistungssport konnte sich den veränderten sozio-ökologischen Rahmenbedingungen nicht länger entziehen.

Am Ende des Essays werden Aussagen zur Zukunft von Gesellschaft und Hochleistungssport formuliert. Von zentralem Interesse ist hierbei die Frage, inwieweit der moderne Hochleistungssport auch künftig sein Selbstverständnis aus dem Olympismus von Pierre de Coubertin beziehen sollte.

1 Die Grenzen des Wachstums

Bereits bei der ersten Publikation des *Club of Rome*, der Auftragsstudie *Die Grenzen des Wachstums* (1972), unter der Leitung des Ökonomen Dennis L. Meadows, wurden Programm und Zielsetzung des *Clubs* ersichtlich.¹ Mit Verweis auf die vielfältigen

¹ Der *Club of Rome* ist eine interdisziplinär ausgerichtete Vereinigung von Fachleuten, die sich vordringlich mit existenziellen Grundsatzenfragen der Menschheit und des Planeten beschäftigt. Seit seiner Gründung im Jahr 1968 versuchte der *Club*, durch zahlreiche Publikationen auf drohende Zukunftsprobleme aufmerksam zu machen. Vordringliches Ziel war es hierbei, die politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsträger sowie die Öffentlichkeit zur Reflexion und zum Nachdenken über eine bessere, nachhaltigere Zukunft zu bewegen.

Wechselwirkungen von dynamischer Bevölkerungszunahme, rasantem Wirtschaftswachstum und exzessivem Ressourcenverbrauch bei gleichzeitiger Zunahme der Umweltverschmutzung und der CO₂-Belastung wurde eindringlich davor gewarnt, dass der Planet Erde nicht beliebig ausgebeutet werden könne (Meadows u.a., 1972, S. 18 ff.).

Um langfristig Schaden von der Menschheit abzuwenden, gelte es, die vorherrschende Wachstumseuphorie zu dämpfen und die auf Erfolg und Profit aufbauende Machbarkeitshybris in der modernen Industriegesellschaft einer kritischen Überprüfung zu unterziehen. Noch seien die planetarischen Grenzen nicht erreicht. Noch könne die Katastrophe durch eine selbst-aufgelegte Beschränkung des Wachstums abgewendet werden. Unabdingbare Voraussetzung hierfür wäre allerdings eine grundlegende Revision der Wertemaßstäbe vor allem in der westlichen Hemisphäre (Meadows u.a., 1972, S. 136 ff.). Der vorherrschende Zweckoptimismus und das blinde Vertrauen in die technologische Machbarkeit der Probleme bergen die Gefahr in sich, dass die Wachstumsproblematik verharmlost werde, bis irgendwann jeglicher technologische Fortschritt zu spät komme und das Ökosystem kollabiere – mit fatalen Folgen für die Menschheit (ebd., S. 139 f.).

So unentbehrlich technologische Erfindungen auch seien, im Vorlauf müsse die Menschheit eine zufriedenstellende Antwort auf die Frage geben, wann sie endlich bereit sein werde, die exzessive Ausplünderung ihres Lebensraums zu stoppen. Über kurz oder lang müsse sie Mittel und Wege finden, um die überbordende Wachstumsideologie in der modernen Industriegesellschaft gemäßigeren Formen zuzuführen. Dies setze die Bereitschaft jedes Einzelnen und aller Nationen voraus, ihre seit Jahrzehnten tradierte Lebenseinstellung zu ändern. Letztlich bedürfe es einer sozio-ökonomischen Umwälzung kopernikanischen Ausmaßes, die nicht ohne persönliche Opfer zu bewerkstelligen sei. Trotz vieler grenzwertiger Entwicklungen sei die Lage dennoch nicht hoffnungslos, vorausgesetzt, Politik, Wirtschaft und die Bevölkerung sind bereit, sich rechtzeitig an die

Erfordernisse einer nachhaltig-gemäßigten Welt anzupassen (ebd., S. 143 ff., 174 ff.).

Die Gegner der Studie, insbesondere Ökonomen und Sozialwissenschaftler, kritisierten die methodologischen Schwächen des Computermodells sowie die offenkundigen Lücken im Datenmaterial, auf denen die erstellten Szenarien beruhten. Zudem fördere der pessimistische Grundton der Studie eine fatale Weltuntergangsstimmung, die noch verstärkt werde durch die restriktiven Maßnahmen zur Begrenzung des Wachstums, die viele Kritiker als unverhältnismäßig empfanden (vgl. Köllmayr, 1983, S. 7 ff.).

Trotz der offenkundigen Daten- und Erkenntnislücken rückten Meadows und seine Mitarbeiter sowie die Förderer und Befürworter der Studie von den gemachten Schlussfolgerungen nicht ab. Bei aller berechtigten Kritik und trotz lückenhafter Validität könne man die höchst unbequemen Thesen der Forschergruppe nicht einfach ignorieren. Die Studie mache keineswegs apokalyptische Vorhersagen, sondern bemühe sich, begründete Erklärungen zu verhängnisvollen Tendenzen zu geben, die den Menschen kaum bewusst seien. Nicht Panikmache sei das Ziel gewesen, sondern die Schärfung des Blicks für die natürlichen Grenzen des Planeten sowie die Gefahren, welche Grenzüberschreitungen unweigerlich mit sich bringen. Letztlich sei die Studie ein Aufruf an alle Menschen und soziale Institutionen auf der Welt, sich aktiv um die Zukunft ihres Planeten zu kümmern, bevor es zu spät ist (Meadows u. a., S. 168 ff.)

2 Anfängliches Ignorieren der Wachstumsbegrenzungs-These (1972-2000)

In der Wissenschaft entfachte die Auftragsstudie *Die Grenzen des Wachstums* in den 1970er-Jahren eine lebhafte Diskussion über das Für und Wider der vorgebrachten Argumente. Letztlich erlangten jedoch die Kritiker der Studie die Oberhand, die maßgeblich dazu beitrugen, dass die Denkanstöße und War-

nungen des *Club of Rome* in Politik und Wirtschaft kaum Gehör fanden, geschweige denn, dass ein grundsätzlicher Gesinnungswandel in der Gesellschaft stattfand. Die dem Wahlzyklus unterworfenen Regierungen sowie die am Markt sich orientierenden Wirtschaftsunternehmen sahen keine zwingende Notwendigkeit darin, ihre auf Kurzfristigkeit angelegte Handlungsstrategie einer grundsätzlichen Korrektur zu unterziehen (vgl. King & Schneider, 1992, S. 160, 167). Fast vollständig wurden die scheinbar in weiter Ferne liegenden Zukunftsfragen von den Gegenwartsproblemen in den Hintergrund gedrängt. Weder konnte für sie eine tragbare Mehrheit in Politik und Wirtschaft gefunden werden, noch war die breite Masse der Konsumenten bereit, hierfür eine Minderung ihres Einkommens in Kauf zu nehmen.

a) Die Digitalisierung und Globalisierung der Gesellschaft

Neben der negativen Kritik übte der zeitgleich mit der *Club of Rome*-Studie einsetzende informationstechnologische Strukturwandel einen erheblichen Einfluss auf die weitgehende Ausklammerung des Zukunftshorizonts im Denken der Menschen aus. Auf der Basis der epochalen Erfindungen von Computer, Internet und Roboter erfasste die sich rasch ausbreitende Digitalisierung, Medialisierung und Visualisierung der Gesellschaft alle Lebensbereiche. Zügig wurde die nationalstaatlich ausgerichtete Industriegesellschaft (Moderne) durch die sich transnational und multikulturell öffnende Informationsgesellschaft (Postmoderne) in den Hintergrund gedrängt (vgl. Hägele, 2008, S. 13 ff., 39 ff.; 2010, S. 20 ff., 49 ff.). Dies führte zu einer wachsenden Entterritorialisierung, Globalisierung und Pluralisierung der sozialen Beziehungen bei gleichzeitiger Infragestellung totalisierender Einheits- und Harmonievorstellungen im Duktus vormoderner Denker. Gleichzeitig gewann das stärker reflexiv und eigenverantwortlich handelnde Individuum gegenüber dem normgesteuerten Rollenspieler wachsende Bedeutung, wodurch das verkrustete Postulat der Aufklärung nach mehr Freiheit, Gleichheit und Selbstbestimmung eine Auf-

wertung erfuhr. Zudem zielte der postmoderne Wertewandel darauf ab, die Dominanz von Logik, Rationalität und Funktionalität der traditionellen Moderne zu durchbrechen und leitete mit der Aufwertung von Körper, Sinne, Gefühl und Intuition eine spannungsvolle Revitalisierung und partielle Wiederverzauberung der Lebenswelt ein.

Zu den großen Gewinnern der globalen Öffnung der Handels- und Finanzmärkte zählten die transnationalen Wirtschaftsunternehmen. Mehr denn je beherrschten Expansion, Umsatzsteigerung und Profitmaximierung die Unternehmungsphilosophie der großen Konzerne und lösten damit einen rapiden Anstieg des Energie- und Ressourcenverbrauchs aus. Auf die zunehmende Umweltbelastung durch Abgase, Müll und Schadstoffe reagierten die Unternehmen zumeist nur auf Druck von außen. Zweifellos hob die boomende Wirtschaft auch den allgemeinen Lebensstandard spürbar an. Ganz im Sinne der liberalen Wirtschaftsphilosophie von Adam Smith kam damit der Eigennutz der Marktteilnehmer auch dem Gemeinwohl zugute (2018, S. 35 ff.). Gleichzeitig wurde jedoch die soziale Ungleichheit innerhalb der reichen Industrienationen und im Verhältnis zu den armen Entwicklungsländern spürbar verschärft.

Seit den 1950er-Jahren nimmt die soziale Marktwirtschaft in Deutschland gegenüber Staat und Regierung eine starke Position ein. Das Idealbild des *freien Marktes* weist dem Staat eher die Rolle eines Helfers denn Gestalters und Lenkers der Wirtschaft zu. Die Liberalisierungstendenzen in den 1980er- und 1990er-Jahren verstärkten diese Tendenz und erschwerten dadurch die Durchsetzung staatlicher Restriktionen gegenüber umweltschädigenden Industrieunternehmen. Als schwerwiegendstes Strukturproblem erwies sich jedoch das Demokratiedefizit der transnational agierenden Großhandels- und Finanzunternehmen, die geschickt die territoriale Begrenztheit der nationalen Gesetze zu ihrem Vorteil zu nutzen wussten.

Begünstigt durch die postmoderne Aufwertung von Natur, Sinnlichkeit und Inspiration und beeinflusst durch die Forde-

rung nach Begrenzung des Wachstums durch den *Club of Rome* formierte sich Anfang der 1970er-Jahre die *Umweltbewegung* (vgl. Uekötter, 2015, S. 119 ff.; Fischer, 2021). Anfangs in harter Konfrontation zur Politik und ausgegrenzt als weltfremde Exoten, gelang es ihren Vertretern dennoch, durch zum Teil spektakuläre Protestaktionen gegen Atomkraft (Wyhl, Brogdorf, Wackersdorf, Gorleben) sowie gegen umstrittene Verkehrsprojekte (Flughafen Frankfurt), aber auch durch die zunehmende Wasser- und Luftverschmutzung wachsende Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit sowie Respekt in Politik und Wirtschaft zu erlangen.

In den 1980er-Jahren traten *Die Grünen* gegen heftigsten Widerstand ihren Marsch durch die politischen Institutionen in der BRD an. Damit leiteten sie eine Aufwertung der Umweltpolitik ein, die sich sowohl in der Etablierung des Bundesumweltministeriums (1986) als auch in der Aufnahme des Umweltschutzes ins Grundgesetz (Art. 20 a) niederschlug (1994). Doch erst in den 1990er-Jahren nahmen die Maßnahmen zur Steigerung der Ressourceneffizienz allmählich Fahrt auf. Ferner schlug sich der von Umweltaktivisten seit Jahrzehnten geforderte fürsorgliche Umgang mit unserem Planeten in der Begrifflichkeit der *Nachhaltigkeit* nieder. Und im Kyoto-Protokoll der Vereinten Nationen (1997) wurden erstmals völkerrechtlich verbindliche Zielwerte für die Treibhausgas-Emissionen festgelegt. Allerdings wurden die ökologischen Störgeräusche der sich häufenden Wetterkapriolen Ende des zweiten Jahrtausends noch nicht als so bedrohlich wahrgenommen, dass ein generelles Überdenken, geschweige denn eine Revision der herkömmlichen Wachstumsideologie in Politik und Wirtschaft ernsthaft in Erwägung gezogen worden wäre.

b) Coubertins *Citius, Altius, Fortius* und der moderne Hochleistungssport

Ende des 19. Jahrhunderts vereinte Coubertin (1966, S. 150 ff.) in seiner olympischen Leistungsphilosophie das Leistungs-/Konkurrenzprinzip der modernen Industriegesellschaft mit

dem Postulat der sittlich-moralischen Selbstvervollkommnung in und durch sportliche Höchstleistung. Sein Steigerungsimpervativ des *Citius, Altius, Fortius* – mit der Auslese der Besten und dem Rekord als Krönung – zielte damit über das Leistungsstreben hinaus auf die Erlangung einer höheren Menschlichkeit als Basis für eine bessere Welt. Wie im taoistisch-buddhistischen Läuterungsprozess ist für ihn der Weg (der Prozess) des Leistens weit wichtiger als das erzielte Produkt (das Ergebnis) der Leistung. Daran anknüpfend sollen die Werte der Fairness, der Ritterlichkeit und der Toleranz hinreichend Gewähr bieten, dass selbst im erbittertsten Gegeneinander eines Wettstreits das ethische Minimum des solidarischen Miteinanders gewahrt bleibt (ebd., S. 94, 123).

Eingebunden in die Gemeinnützigkeit der Sportvereine und getragen vom Amateurstatus avancierte Coubertins Olympismus in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zur tragenden Säule der expandierenden Sportbewegung in Deutschland. Noch weitgehend unbelastet von gesellschaftlichen Einflüssen gelang es dem Leistungs-/Hochleistungssport, den schönen Schein seiner Ideale ohne merkliche Einbußen hochzuhalten (vgl. Grupe, 1991, S. 32). Dies änderte sich in den 1960er-Jahren, als der Erfolg, die Siege, Medaillen und Rekorde immer wichtiger wurden und der innere, ludisch-autotelische Legitimationskern des Hochleistungssports durch äußere, nicht-ludische Interessen und sozio-politische Einflüsse zunehmend beeinträchtigt wurde (ebd., S. 34 f.).

Am Beispiel der Olympischen Spiele 1972 in München lässt sich das veränderte Erscheinungsbild des modernen Hochleistungssports verdeutlichen. Hier zeigte sich einmal mehr, dass Coubertins nationale Rückbindung der frei und unabhängig kämpfenden Olympioniken an ihr Land (1966, S. 133, 150) bereits das Potenzial der Politisierung der Spiele in sich barg. Vor dem Hintergrund des Kalten Krieges zwischen Amerika und Russland sowie der deutsch-deutschen Querelen um politische Anerkennung mutierte der Kampf um Medaillen zum Prestige-

duell der Nationen mit den Athleten als willkommenen Symbolträgern nationaler Größe und Glanz. Nicht mehr der Stolz der Athleten nach vollbrachter Höchstleistung stand vorbehaltlos im Vordergrund, vielmehr erlangte deren Rückbindung an den Medaillenspiegel der Nationen wachsende Bedeutung. Willi Daume (2004, S. 17 ff.), der *Macher* der Olympischen Spiele in München wusste um deren politische Bedeutung und präsentierte mit ihnen ein heiteres, farbiges und weltoffenes Deutschland, das die Welt in Erstaunen versetzte. Ermöglicht wurde dieser Effekt vor allem durch die einsetzende Globalisierung der TV-Übertragungen, die weltweit immer mehr Zuschauer in den Bann der Spiele zog.

Begleiterscheinung des sportlichen Wettrüstens war seit den 1970er-Jahren ein rasanter Anstieg des Leistungsniveaus der Weltbesten. Von Rekord zu Rekord wurden die Leistungssprünge unglaublicher, fantastischer, grenzwertiger. Der Preis hierfür war ein immer umfangreicheres Training. Durch Doppelperiodisierung, oft zweimaliges tägliches Training, wachsende Wettkampfdichte und unzureichende Ruhephasen stiegen die zeitlichen, physischen und psychischen Belastungen der Leistungssportler unaufhaltsam an (vgl. Grupe, 1991, S. 33 f.; Digel, 2004, S. 121). Der Grenznutzen der nicht aufzuhaltenden Rekordspirale musste mit immer höheren Grenzkosten bezahlt werden bis hin zur gesundheitsschädigenden Selbstausschöpfung der Athleten.

Der Rückgriff auf unerlaubte Doping-Mittel zur Leistungssteigerung war seit dieser Zeit die fast unvermeidliche Konsequenz und Begleiterscheinung des Hochleistungssports (vgl. Singler & Treutlein, 2000). Zunächst verharmlost und bagatellisiert als Verfehlungen weniger Leistungssportler und begleitet von moralischen Appellen und halbherzigen Maßnahmen der Sportverbände im einsetzenden Anti-Doping-Kampf, wurde das systemische, flächendeckende Ausmaß des Anabolika-Betrugs immer offenkundiger. Gegen den Widerstand vieler Verbandsfunktionäre wurden Doping-Kontrollen in Training und

Wettkampf eingeführt, doch blieben die immer wieder publik werdenden (endemischen) Leistungsmanipulationen ein Dauerproblem des Hochleistungssports bis heute. Viele Kritiker befürchten, dass trotz verschärfter Kontrollen und Sanktionen die Dunkelziffer dopender Athleten relativ hoch bleiben wird. Schließlich erhöht Doping die Chancen beträchtlich, als Sieger vom Platz zu gehen, während Nicht-Doping oftmals den Abstieg ins Mittelmaß nach sich zieht. Glaubwürdigkeit und Reputation des Spitzensports erlitten durch diese medikamentöse Außerkraftsetzung des *Fair Play* empfindliche Einbußen. Doch offensichtlich kommen bei der Auslese der Besten nicht nur höhere, edle, sondern immer auch niedere, destruktive Motive zum Tragen – konträr zu Coubertins Wunschbild der Olympischen Spiele als sittliche Gralsburg höherer Menschlichkeit.

Für Coubertin erfüllte das Amateurideal primär den Zweck, den Leistungssport vor überbordender *Gewinnsucht* zu schützen. In den 1970er-Jahren löste jedoch der steigende zeitliche, fachliche und finanzielle Aufwand im Leistungssport fast zwangsläufig einen Trend zur *Hauptamtlichkeit* und zur schrittweisen *Verberuflichung* der Athleten-, Trainer- und Funktionsrollen aus. Die Sportvereine waren dadurch in zunehmendem Maße auf die (subsidiären) Gelder des Staates und die finanzielle Unterstützung durch die Wirtschaft angewiesen. Durch das Festhalten an Ehrenamt, Gemeinnützigkeit und Amateurstatus als den tragenden Säulen der Sportbewegung im Nachkriegsdeutschland breitete sich eine *verdeckte Schattenwirtschaft* aus, die ihre Glaubwürdigkeit mit immer mehr Lügen strafte. Mit der *Abschaffung des Amateurparagrafen* im Jahr 1981 kehrte mehr Ehrlichkeit in den Leistungssport zurück. Gleichzeitig stieg jedoch seine Abhängigkeit vom ökonomischen Kalkül stetig an (vgl. Hägele, 1997, S. 59).

Mit dem größer werdenden Einfluss von *Sponsorenschaft* und *Mäzenatentum* setzten sich die Prinzipien des Marktes und der Warenästhetik im Spitzensport immer stärker durch. Getragen vom Aufwind der um sich greifenden Globalisierung und

Medialisierung nahm die massenhafte Nachfrage nach sportlichen Großveranstaltungen sprunghaft zu und verschaffte insbesondere den Olympischen Spielen und der Fußballweltmeisterschaft weltweites Ansehen. Wie die transnationalen Wirtschaftsunternehmen kann der global, medial und wirtschaftlich expandierende Spitzensport in den 1990er-Jahren zu den Gewinnern der immer klarere Konturen gewinnenden Informationsgesellschaft gezählt werden, allerdings um den Preis der Bedrohung seiner inneren Autonomie sowie der fast unvermeidlichen Selektion in medial attraktive, reiche sowie medial unattraktive, arme Sportarten. Die Kritik an den Begleiterscheinungen des enthemmten Wachstums im Spitzensport wurde verdrängt durch das Staunen über die erzielten Weltrekorde. Mäßigung des *Immer mehr*, wie dies der *Club of Rome* forderte, lag für Athleten, Funktionäre und Zuschauer außerhalb der Reichweite ihres Denkvermögens. Zu berauschend waren die Erfolge und zu tief die Prinzipien der Leistungs-(Erfolgs-)Gesellschaft in ihren Köpfen verankert.

Als Gegenbewegung und Korrektiv des dynamisch wachsenden Spitzensports erwies sich seit den 1970er-Jahren die sich außerhalb der Vereine formierende *alternative Sportbewegung*. Rebellig lehnte sie sich gegen den organisierten Vereinssport auf, indem sie mehr Freizügigkeit im Sport forderte, mehr Freude und Spontaneität, mehr Naturerleben sowie mehr spontanen, kooperativen Sport für Jung und Alt sowie für Männer und Frauen. Zunächst angefeindet und bekämpft wie die Umweltbewegung sowie belastet durch polemische Diffamierungen, gelang es dem sich als *Erlebnis-, Outdoor- und Fitnesssport* konstituierenden Alternativsport schließlich, sich dauerhaft neben und im organisierten Vereinssport zu etablieren (vgl. Hägele, 1989, S. 6 f.; 2008, S. 63 ff.).

Ende des 20. Jahrhunderts waren die aus dem postmodernen Wertewandel hervorgegangenen weicheren, individuelleren und kooperativeren Sportformen im dynamisch wachsenden und hybrid sich differenzierenden Sportbetrieb der Vereine,

Fitnessstudios und sonstigen Sportanbieter nicht mehr wegzudenken. Als Pendant und Korrektiv zur übersteigerten Rivalitätsideologie sowie zur nüchternen Mechanisierung und Instrumentalisierung des Körpers im modernen Hochleistungssport bot er den Sporttreibenden eine willkommene Alternative zum primär leistungs- und wettkampforientierten Vereinssport an. Gleichzeitig schritt die Semi- und Vollprofessionalisierung im Spitzensport unaufhaltsam voran. Wurde in den Gründerjahrzehnten des olympischen Sports noch seine *Vorbildfunktion* als humanes Gegenmodell zur kapitalistischen Leistungs- und Erfolgsgesellschaft hervorgehoben, verlor er im Laufe der Jahrzehnte seine Unschuld und wurde zum *Abbild* der Gesellschaft mit all ihren Stärken und Schwächen (vgl. Digel, 2014, S. 141 f.).

Die Kritik des *Club of Rome* an den hypertrophen Wachstumstendenzen im Makrobereich der Gesellschaft lässt sich daher problemlos auf den Mikrokosmos des Hochleistungssports übertragen. Hier wie dort verführte die Machbarkeitsideologie des 20. Jahrhunderts die Menschen dazu, ihre innere, biogenetische wie äußere, irdische Natur weitgehend zu verleugnen. Mit Bezugnahme auf den radikalen frühmodernen Leistungsbegriff erhob Coubertin die Botschaft vom stetigen Überschreiten-Wollen der Grenzen des Menschenmöglichen zur tragenden Säule seiner olympischen Leistungsphilosophie. Dem Athleten „Mäßigung“ beim Leistungs- und Rekordstreben aufzuerlegen, stufte er – ganz im Sinne des Pioniergeistes jener Zeit – als lebensferne „Utopie“ ein (1966, S. 151), ohne zu ahnen, in welcher grenzwertigen Dimensionen der Spitzensport Ende des 20. Jahrhunderts vorstoßen würde. Der Versuch, mit Hilfe pharmakologischer Unterstützung die natürlichen Grenzen des Athleten manipulativ außer Kraft zu setzen, unterstrich einmal mehr, dass der spätmoderne Spitzensport die Athleten oftmals weniger im Coubertin'schen Sinne sittlich erhob, als dass die Gefahr exponentiell wuchs, durch die jahrelange Leistungsfron im Grenzbereich absoluter Spitzenleistungen gesundheitliche Schäden davonzutragen.

In den 1970er-Jahren war das Umweltbewusstsein im Sport wie in der Gesellschaft noch höchst defizitär ausgeprägt. Ohne große Rücksichtnahme auf die Belange der Natur expandierte der Sport räumlich durch eine wachsende Zahl von Sportstätten und quantitativ durch immer mehr Outdoor-Sportler, die in die Natur drängten. Die Konfrontation des (Spitzen-)Sports mit der in den 1980er-Jahren an Bedeutung und Einfluss gewinnenden Umweltbewegung blieb daher nicht aus. Deren Pochen auf mehr Wertschätzung und größere Rücksichtnahme auf Flora und Fauna wurde vom organisierten Sport anfangs weitestgehend ignoriert. Erst Gerichtsurteile gegen den Sport, die den Schutz sensibler Lebensräume von Tieren, Pflanzen und Menschen (Sportlärm) einklagten, trugen mit dazu bei, dass der organisierte Sport begann, seine Umweltpolitik zu überdenken. Im darauffolgenden Prozess der gegenseitigen Annäherung wuchs beim organisierten Sport das Verständnis für die Belange des Naturschutzes, während deren Vertreter ihren Widerstand gegen *umweltverträgliche* Sportstätten und Sportaktivitäten aufgaben. Wie in der Gesellschaft mangelte es jedoch erheblich an der sportpraktischen Umsetzung gut gemeinter Umweltziele. Noch Ende des 20. Jahrhunderts erfüllten ökologische Themen insbesondere im Hochleistungssport eher eine lästige Alibifunktion, als dass sie das Denken und Handeln der Akteure tatsächlich bestimmt hätten.

3 Die Grenzen des Wachstums gewinnen schärfere Konturen (2000-2023)

a) Die Erderwärmung und ihre unzureichende Bekämpfung

Auch im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts sorgte das hohe Beharrungsvermögen der Wachstumsideologie in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft dafür, dass die Einsicht in die planetarische Begrenztheit sowie die Notwendigkeit einer nachhaltigen, die Vorgaben der Natur respektierende Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik nur zögerlich vorankam.

Erst seit dem zweiten Jahrzehnt lösten die lange Zeit ignorierten Anzeichen der Erderwärmung einen allmählichen Bewusstseinswandel in der Gesellschaft aus. Sich häufende und extremer werdende Hitze- und Unwetterperioden als beunruhigende Boten des Klimawandels trugen hierzu ebenso bei wie das dramatische Artensterben, die bedenkliche Versauerung der Meere sowie die rasant fortschreitende Gletscherschmelze. Die Argumente selbst der hartnäckigsten Gegner der Klimakrise wurden dadurch entkräftet. Hinzu kamen grundlegende wissenschaftliche Studien, die den Zusammenhang von steigenden CO₂-Emissionen, Treibhausgaseffekt und inhärentem Gefahrenpotenzial zunehmend erhärteten.²

Angesichts der zunehmend bedrohlichen Entwicklung wuchs die Einsicht, dass die Klimakrise ohne die Schubkraft eines starken Staates nicht zu bewältigen sei. Dieser könne mit seiner Ordnungs- und Fiskalpolitik die erforderlichen ökologischen Rahmenbedingungen schaffen, notfalls auch gegen den Widerstand aus der Gesellschaft (Randers, 2012, S. 202 ff.). Hinzu kam, dass der Treibhausgaseffekt durch seine globale Ausdehnung die Nationalstaaten zwang, aufeinander zuzugehen. Resultat war eine wachsende transnationale Klimapolitik, die versuchte, den drohenden Wärmekollaps abzuwenden. Als eine Art planetarische *Not-Gemeinschaft* erfuhr auf diese Weise Kants Völkerbunds-Konzeption („Zum ewigen Frieden“, 1789) eine unerwartete Aufwertung, ungeachtet aller nationalen Sonderinteressen und sozio-kulturellen Differenzen.

Allmählich zeitigten die forcierten Anstrengungen zur Bewältigung der Klima- und Umweltkrise erste Erfolge. Spürbare Fortschritte wurden in der effizienteren und umweltschonenderen Verwendung der natürlichen Ressourcen erzielt. Auch die erneuerbare Energie (Sonne, Wind, Wasserstoff) konnte sich

² Vgl. als Basis für die folgenden Ausführungen: Robinson u. a. (2021); Kemp u. a. (2022); WMO (2021; 2022); Forschung und Lehre (2022); IPCC (2021; 2022).

zunehmend besser neben der fossilen Energie (Kohle, Gas, Öl) behaupten. Mit der Aufwertung der biologischen Landwirtschaft erlangten das *Tierwohl* und der Kampf gegen Pestizide erhöhte Aufmerksamkeit. Das erwachende Umweltbewusstsein in der Bevölkerung trug zudem dazu bei, dass Nachhaltigkeit und grünes Wirtschaften auch in der Warenproduktion eine wachsende Bedeutung erlangten.

Den bislang größten innovativen Schub erhielt die Klimapolitik im Jahr 2015 durch den von 195 Staaten unterzeichneten Pariser UN-Vertrag, welcher die Begrenzung der globalen Erderwärmung auf – möglichst – *1,5 Grad Celsius* festschrieb (vgl. Weizsäcker & Wijkman u. a., 2019, S. 49 ff.). Flankiert wurde dieses Abkommen durch die Absichtserklärung der Europäischen Union, ab 2035 nur noch emissionsfreie, klimaneutrale Kraftfahrzeuge zuzulassen sowie Klimaneutralität bis Mitte des Jahrhunderts durch die radikale Senkung der CO₂-Emissionen herbeizuführen. Aufhorchen ließ ferner der Beschluss der Weltnaturkonferenz 2022 in Montreal, bis zum Jahr 2030 mindestens 30 Prozent der Landschaft sowie der Meere als Schutzgebiete zur Erhaltung der biologischen Vielfalt auszuweisen. Größtes Handicap aller nationalen und staatsübergreifenden Klimabeschlüsse aber war, dass ihre konkrete Umsetzung zumeist viel zu langsam erfolgte. Gemessen an ihrer Tragweite blieb die Realisierung der Umweltziele nur allzu häufig im Klein-Klein vieler Einzelinitiativen stecken oder verding sich im Gestrüpp staatspolitischer Sonderinteressen.

50 Jahre nach den Warn- und Weckrufen des *Club of Rome* sehen daher engagierte Umweltschützer dessen düster gezeichnetes Zukunftsszenario eher bestätigt denn widerlegt. Größer denn je ist der ökologische Fußabdruck, mit dem die Menschheit die Tragfähigkeit des Planeten zu sprengen droht. Mit einem fast unverändert bleibenden Anteil von 80 Prozent fossiler Energie konnte die erhoffte globale Energiewende nicht herbeigeführt werden. Zwar verzeichnete die erneuerbare Energie wachsende Zugewinne, doch wurden diese durch den weltweit

steigenden Strombedarf größtenteils absorbiert. Statt zu sinken, stiegen die CO₂-Emissionen daher von Jahr zu Jahr und erreichten im Jahr 2021 gar das bislang höchste Niveau. Nicht verwundern konnte deshalb, dass besorgte Forscher den Anstieg der Erderwärmung auf über zwei Grad Celsius als kaum mehr verhinderbar einstufen.

Nach Jahrzehnten des Wohlstands mussten die Menschen in Deutschland infolge der Corona-, Gas- und Ukraine Krise erstmals nach dem Zweiten Weltkrieg spürbaren Verzicht üben und neben Einschränkungen ihrer persönlichen Freiheit finanzielle Einbußen hinnehmen. Dadurch geriet die Klimakrise zeitweise fast in Vergessenheit. Gleichzeitig wuchs die Furcht vor den Unwägbarkeiten einer fragilen, bedrohlichen Zukunft. In dieser ambivalenten Phase sozio-kultureller Ungewissheiten rückten die *Fridays for Future*-Bewegung (seit 2018) sowie die Bewegung der *Letzten Generation* (seit 2021) als unermüdliche Mahner und tatkräftige Streiter für eine ökologisch hoffnungsvolle Zukunft in den Brennpunkt der Öffentlichkeit; letztere, indem sie, höchst umstritten, die lange Tradition des militanten Umweltprotests durch Anklebe-Aktionen fortsetzte.

b) Die Krise ungezügelter Wachstums und erste Nachhaltigkeitsmaßnahmen im Hochleistungssport

Auf dem Rücken der um sich greifenden Digitalisierung und Globalisierung der Welt und vorwärts getrieben durch den wachsenden Einfluss von Massenmedien, Wirtschaft und Politik hielt der hypertrophe Wachstumsboom des Hochleistungssports auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts unvermindert an.

Seit den ersten Satellitenübertragungen Ende der 1960er-Jahre verwandelten sich sportliche Großveranstaltungen jedoch immer mehr in spektakuläre Medienshows. Der sportliche Wettkampf als nie versiegende Quelle tragischer Niederlagen wie unvergesslicher Siege wurde dramaturgisch auf-, vor- und nachbereitet durch die weltweit ausgestrahlten TV-Bilder mit oft distanzloser Nähe zu Starkult und sensationsheischendem Storytelling.

Der außergewöhnlich hohe Unterhaltungswert, den der Spitzensport erlangte, zog ein Milliardenpublikum in seinen Bann und ließ die TV-Einschaltquoten explodieren. Die Millionen-, mittlerweile gar Milliardenbeträge, die die Spitzenverbände und Spitzenclubs für die Vermarktung der TV- und Streaming-Übertragungsrechte erhielten (allen voran die englische Premier League, das IOC und die FIFA), erwiesen sich zunehmend als lukrative, gar unverzichtbare Einnahmequellen für den Spitzensport. Gleichzeitig stieg die Einflussnahme der TV-Sender und der den Sportmarkt erobernden Streaming-Portale auf die Übertragungszeiten sowie die Durchführung spitzensportlicher Großveranstaltungen stetig an.

Mit den TV-Einschaltquoten nahm das Interesse der Wirtschaft am Spitzensport rapide zu. Mussten die Sportvereine in den 1980er-Jahren das Geschäft des Kalkulierens, Bilanzierens und Verhandeln mit gewieften Wirtschaftsmanagern erst noch lernen, beschäftigen Spitzenclubs mittlerweile hochspezialisierte Fachleute, die mit Millionenetats umzugehen wissen. Als begehrter Werbeträger und wichtiger Wirtschaftsfaktor schraubte der Spitzensport seinen Marktwert in wenigen Jahrzehnten auf astronomische Höhen empor; allen voran der Fußballsport als unangefochtener Ranking-Sieger in Europa.

Aufzeigen lässt sich diese Entwicklung anhand des dynamisch wachsenden Jahreseinkommens von Weltstars wie Lionel Messi, Cristiano Ronaldo oder Kylian Mbappé, die mittlerweile weit über 100 Millionen Euro im Jahr (Gehalt mit Werbeeinnahmen) verdienen; Tendenz steigend. Belief sich die Rekordablösesumme von Diego Maradona zum SSC Neapel im Jahr 1984 noch auf ca. 12 Millionen Euro, wurde sie beim Wechsel von Neymar zu Paris Saint-Germain auf unglaubliche 222 Millionen Euro hochgeschraubt. Getragen von der nicht abreißen wollenden Fußballbegeisterung und beschwingt durch die immer üppiger fließenden TV-Erlöse gaben die fünf besten europäischen Fußball-Ligen bereits um die Jahrtausendwende ca. eine Milliarde Euro pro Saison für neue Spieler aus. 20 Jahre

später waren es stattliche sechs Milliarden Euro. Vor allem die finanzstarken ausländischen Clubbesitzer in der Premier League transferierten Milliarden Euros in ihre Clubs.³

Um am Spielermarkt mitbieten zu können, überstiegen die Ausgaben für den Ligabetrieb immer häufiger, nicht nur bei den Top-Clubs, die Einnahmen – mit oft fatalen Folgen beim Ausbleiben des erhofften Erfolgs. Diese ruinöse Überhitzung des Sportmarktes konnte bislang durch finanzielle *Fair Play*-Initiativen nicht wirklich gestoppt werden. Die *Geisterspiele* und deren schrittweise Öffnung für ein reduziertes Publikum während des Corona-Lockdowns lösten bei vielen Sportvereinen einen existenzbedrohenden Umsatzrückgang aus. Gleichzeitig stiegen jedoch vielerorts die Spielergehälter weiter an. Spätestens mit der Rückkehr der Zuschauermassen in die Stadien und der trotz des Ukraine-Kriegs weitgehenden Normalisierung des Ligabetriebs scheinen indes die aufkommenden Zweifel an der übersteigerten Wachstumsdynamik des Spitzensports wie verfliegen zu sein.

Die Ideologie vom *unpolitischen Sport*, die unter dem Anspruch der Subsidiarität jahrzehntelang das Innenverhältnis von Staat und Hochleistungssport in Deutschland geprägt hat, verlor in den letzten beiden Jahrzehnten deutlich an Strahlkraft. Der enorme Imagegewinn, den Siege auf der globalen Weltbühne der Olympischen Spiele und Weltmeisterschaften mit sich brachten, beschleunigte die politische Instrumentalisierung des im DOSB verankerten Spitzensports. Auch heute noch hält das Bundesministerium des Inneren (BMI) an der *Autonomie des Sports* fest; gleichzeitig vertritt es jedoch die Ansicht, es habe als wichtigster Geldgeber des DOSB – zumal beim Ausbleiben erhoffter Medaillen – auch inhaltlich das Recht, auf die weitere Entwicklung des Spitzensports Einfluss zu nehmen. So entstand das gemeinsam von BMI und DOSB konzipierte Reformprogramm zur „Neustrukturierung des Leistungssports“

³ Vgl. hierzu *transfermarkt.de*.

(BMI, 2017), welches die *qualifizierte Endkampfchance* bei internationalen Großereignissen zum beherrschenden Maßstab der Verbände erhob. Messbarer Erfolg in Form von Medaillen und Titeln wird belohnt, Erfolglosigkeit hingegen negativ sanktioniert. Auf dieser Basis erhalten Verbände, Athleten und Trainer *mit Zukunftsperspektive* umfangreiche ideelle und materielle Unterstützung zugesprochen, während die weniger erfolgreichen mit geringer Aussicht auf qualifizierte Rangplätze spürbar weniger in den Genuss staatlicher Gratifikationen kommen (vgl. auch Gaum & Stapelfeld, 2020, S. 13 ff.).

Doch so beeindruckend der Siegeszug des Hochleistungssports in die Herzen eines Milliardenpublikums auch war, so sehr *vertieft* und *radikalisierte* er die seit Jahrzehnten stoisch vortragene, gleichwohl von den Sportfunktionären beharrlich verharmloste oder negierte Kritik an dieser Entwicklung. Dies betrifft an vorderster Stelle die grenzwertig gewordene Abhängigkeit des Hochleistungssports von seinen außersportlichen Geldgebern und Nutznießern auf Kosten seiner inneren Autonomie und Selbstständigkeit.

Die marxistisch eingefärbte Kritik der 1968er-Studentenrebellion gegen die Verdinglichungs- und Instrumentalisierungstendenzen in Gesellschaft und Hochleistungssport auf Kosten ihrer humanen Ideale scheint heute aktueller denn je zu sein. Geht es nur noch um Erfolg, Geld und Ansehen, droht Coubertins wertebesetzter Olympismus als unzeitgemäße Erblast in Vergessenheit zu geraten. Obgleich vielfach beschworen, fristen humane Prinzipien in der nüchternen Zweck-Nutzen-Welt des Hochleistungssports dennoch ein oftmals bescheidenes Dasein. Überschwänglich idealisiert, wird zuweilen vergessen, dass auch der Verfall der antiken Olympischen Spiele einsetzte, als die Heroen begannen, den Erwerb irdischer Güter bei einem Sieg höher einzustufen als die verheißene Nähe zu den Göttern.

Geblendet von der Glitzerwelt der Top-Ligen wird nur zu bereitwillig verdrängt, dass der Graben zwischen reichem Profi- und armem Amateur-/Leistungssport durch die vollzogene

Professionalisierung des Spitzensports noch tiefer geworden ist: Wer zu den privilegierten *Kaderathleten* zählt, wird gefördert durch Sporthilfe, Sportinternate, Sportkompanie und Olympiastützpunkte, oft von frühester Jugend an. Doch nur den wenigsten Athleten gelingt der Sprung in die absolute Weltspitze; und noch weniger Athleten können auf lukrative Werbeverträge hoffen. Ohne große Hilfe von außen investiert das Gros der Athleten viel Engagement und Kapital in die eigene Sportkarriere. Mit den erzielten Einnahmen aus Start- und Erfolgsprämien können viele allenfalls die Unkosten für Training und Wettkampf bestreiten. Weitestgehend ausgeklammert werden die schwerwiegenden Spätschäden, die jahrelanges körperbezogenes Grenzleisten oftmals mit sich bringen. Und nur wenn das Burnout von Spitzenathleten wie Sven Hannawald, Mikaela Shiffrin, Simone Biles Owens oder Naomi Ōsaka das Interesse der Boulevardpresse entfacht, erhalten Außenstehende eine Ahnung vom krankmachenden Potenzial, welches die außerordentlich hohe Belastung in Training und Wettkampf in sich birgt.

Je älter ein Spitzensportler ist und je höher das Leistungsniveau, desto weniger kann er auch die von den Sportverbänden propagierte Zweigleisigkeit einer *dualen Karriere* aufrecht erhalten. Immer stringenter muss er sein Leben einseitig den Anforderungen des Hochleistungssports unterordnen. Umso größer wird allerdings auch das Risiko, bei einem durch Verletzungen und Krankheit frühzeitig herbeigeführten Karriereende ein finanzielles, wenn nicht gar menschliches Fiasko zu erleben. Generell ist es für diejenigen Athleten, die durch das Raster des Fördersystems fallen, äußerst schwierig, ihr Leistungsvermögen jemals voll auszuschöpfen. Schließlich dürfen sie während ihrer Sportkarriere ihre beruflichen Ziele nicht aus dem Blick verlieren. All diese Probleme trugen dazu bei, dass heute immer weniger Jugendliche bereit sind, die jahrelange harte und entbehrungsreiche Fron sportlichen Höchstleistens auf sich zu nehmen. Die Selektion in eine immer kleiner werdende, privilegierte und im Scheinwerferlicht der medialen Öffentlichkeit

stehende Leistungselite und in jene Athleten, die den Spaß am eher selbstbestimmten, freien und zwanglosen Leisten dem erfolgs- und karriereorientierten Grenzleisten vorziehen, dürfte in Zukunft daher noch zunehmen.

Die Diskrepanz zwischen ehrenamtlichem Vorstand und wachsender Professionalisierung und Ökonomisierung der Vereins- und Verbandsstrukturen führte einerseits zu einem kontinuierlichen Anstieg der ehrenamtlichen Aufwandsentschädigungen, andererseits zu kapitalgesellschaftlichen Ausgliederungen der Profiabteilungen (unter Beachtung der Vereins-lastigen *50+1-Regel* in Deutschland). Wo das große Geld lockt, sind Manipulationen und Betrug nie sehr weit entfernt. Dennoch überrascht das investigativ aufgedeckte Ausmaß an Korruption und krimineller Energie, das höchste Funktions-träger insbesondere in IOC und FIFA – wider den von ihren Satzungen vorgegebenen Beschränkungen und Grenzen – entwickelten. Beginnend mit dem dubiosen Stimmenkauf von IOC-Mitgliedern bei der Olympiabewerbung von Salt Lake City und dem erzwungenen Rücktritt von IOC-Präsident Juan Antonio Samaranch im Vorfeld der Olympischen Winterspiele 2002, gefolgt von dem von der US-Justiz ausgelösten Sturz von FIFA-Präsident Sepp Blatter im Jahr 2015 bis hin zu Gianni Infantino, seinem skandalumwitterten Nachfolger, wird Coubertins Anspruch einer im sportlichen Geist ruhenden Werte- und Moralgemeinschaft durch Lügen, Betrug und Bestechlichkeit ihrer höchsten Mandatsträger aufs Tiefste diskreditiert. Selbst das *Sommermärchen* der Fußballweltmeisterschaft 2006 in Deutschland wird überschattet von bis heute unaufgeklärten Korruptionsvorwürfen.

Sicherlich ist eine Pauschalverurteilung unangebracht, welche das untadelige Verhalten vieler Spitzenfunktionäre in Misskredit bringt. Nachdenklich stimmen dennoch die bedenklichen moralischen Verwerfungen einiger der obersten Grals-hüter des Spitzensports, die eine fast noch tiefere Legitimations- und Glaubwürdigkeitskrise ausgelöst haben, als die schwer-

wiegenden Doping-Affären bei der Tour de France 1988 und bei den Olympischen Winterspielen 2014 in Sotschi es vermochten.

Hinzu kommt die wachsende Kritik an den gigantischen Unsummen, die sportliche Großveranstaltungen mittlerweile verschlingen. Insbesondere den Olympischen Spielen wurde vorgehalten, durch die stetige Expansion ihres Programms, der Teilnehmerzahlen sowie der Milliardeninvestitionen in die Sportstätten seien sie viel zu teuer geworden. Unlautere und intransparente Knebelverträge würden zudem den Gastgebern sowie der öffentlichen Hand aufgebürdet werden. Letztlich müsse der Steuerzahler für einen Großteil der Unkosten aufkommen, während das IOC und mit ihm die involvierten Fachverbände die Gewinne abschöpfen würden.

Basierend auf dieser Kritik formierte sich die Nolympia-Bewegung, die weltweit den Abbruch zahlreicher Olympia-Bewerbungen (Rom und Budapest 2024; Graz/Schladming 2026) sowie nicht zuletzt die negativen Abstimmungsergebnisse der Bevölkerung vor Ort beeinflusst hat (München 2022; Hamburg 2024; Calgary 2026). Im Gegensatz zu autokratischen Staaten (Sotschi 2014; Peking 2008 und 2022) werden künftig sportliche Großveranstaltungen in westlichen Demokratien verstärkt der Zustimmung der Zivilgesellschaft bedürfen. Zum glanzvollen Weltereignis emporgehoben, erwies sich Coubertins Vierjahresfest in *Schönheit und Feierlichkeit* (1966, S. 153 f.) für die lokale Bevölkerung zunehmend als zwiespältiges Unterfangen, das sich in Ablehnung und Protesten niederschlug. Als willkommene Alternative boten sich die 2. European Championships 2022 in München an, die mit neun Sportarten, einer überschaubaren Zahl an Wettbewerben und Teilnehmern sowie einem Bruchteil der olympischen Kosten Erinnerungen an die entspannte, leichte und fröhliche Atmosphäre der Olympischen Spiele 1972 in München aufkommen ließen.

Ob die olympische Bewegung den Image- und Vertrauensverlust mit längst fälligen Reformen wird stoppen können, wird sich zeigen. Mit der von der Öffentlichkeit kaum wahrge-

nommenen *Olympischen Agenda 2020* (seit 2014) und deren Nachfolgerin der *Agenda 2020+5* (seit 2021) hofft IOC-Präsident Thomas Bach eine zukunftsweisende Erneuerung Olympias angestoßen zu haben. Inwieweit die postulierten *Empfehlungen* hinsichtlich Transparenz, Partnerschaft, limitierten Teilnehmerzahlen und Wettbewerben, Geschlechtergleichstellung, Kampf gegen Doping, Einhaltung der *Good Governance*-Grundsätze sowie Förderung des internen und externen Dialogs bei künftigen Olympischen Spielen jedoch tatsächlich umgesetzt werden, ist höchst ungewiss. Schließlich zählt Selbstgenügsamkeit nicht zu den größten Tugenden des Spitzensports, wie sich am Beispiel der Fußballweltmeisterschaft in Katar (2022) sowie der jüngsten Beschlüsse der FIFA aufzeigen lässt, wonach beim nächsten Weltturnier die Zahl der Teams (48) und Wettkämpfe (104) erheblich aufgestockt wird.

Die immer lauter werdende Kritik am hohen Ressourcenverbrauch (Energie, Wasser, Material) bei sportlichen Großveranstaltungen sowie die hohen CO₂-Emissionen (Flüge) führten dazu, dass IOC und FIFA (gezwungenermaßen) eine Vorreiterrolle in Nachhaltigkeitsfragen übernahmen. Mit dem Slogan *Green Goal* wurden erstmals bei der Fußballweltmeisterschaft 2006 und 2011 in Deutschland bereits bei der Planung Nachhaltigkeitsmaßnahmen berücksichtigt (Strom-, Wasser-, Abfallreduzierung, Kombiticket) mit Signalwirkung für den gesamten Sport. Ähnlich verfuhr das IOC bei den Olympischen Spielen 2012 in London. Einen merklichen Schritt weiter ging die *Olympische Agenda 2020*, die aus „Gründen der Nachhaltigkeit“ nicht nur den Einsatz temporärer und rückbaubarer Sportstätten befürwortete, sondern auch Vorrundenspiele sowie – je nach geografischer Lage – Wettkämpfe außerhalb der Gastgeberstadt bzw. des Gastgeberlandes (vgl. DOSB, 2014, S. 6). Mittlerweile sind Nachhaltigkeitsgütekriterien zur Reduzierung des ökologischen Fußabdrucks ein fester Bestandteil bei der Konzeption und Durchführung von sportlichen Großveranstaltungen. Bereits für 2024 strebt das IOC unter Einbeziehung des *Olympischen Waldes* (Pflanzung von über 300.000 Bäumen) eine klima-

neutrale und ab 2030 eine klimapositive Bilanz für die Olympischen Spiele an. Nachhaltigkeit spielt ferner bei den Green Champions 2.0 der Fußballeuropameisterschaft 2024 in Deutschland eine wichtige Rolle sowie zunehmend auch bei kleineren und mittleren Sportveranstaltungen.

Kritiker anerkennen die Nachhaltigkeitsbemühungen von IOC und FIFA, gleichzeitig bezweifeln sie die vorgelegten Zahlen.⁴ Doch auch „geschönte Zahlen“ können nicht über den baulichen Irrsinn hinwegtäuschen, der bei den Olympischen Winterspielen 2014 in Sotschi und 2022 in Peking in einem antiökologischen Gigantismus gipfelte, welcher jegliche Vernunft und Mäßigung vermissen ließ. Unter Nachhaltigkeitsgesichtspunkten stehen sicherlich die klimatisierten Stadien bei der Fußballweltmeisterschaft 2022 in Katar den von Schneekanonen beschneiten Skipisten in grüner Landschaft in nichts nach.

Hingegen hat der DOSB seine jahrzehntelange Zurückhaltung in Umweltfragen mittlerweile aufgegeben und versucht im Rahmen seiner Möglichkeiten, den ökologischen Umbau der Sportlandschaft in Deutschland voranzutreiben. Einzelne Sportvereine und Sportverbände haben bereits umfangreiche Umweltmaßnahmen ergriffen. Bei der Mehrzahl der 90.000 Sportvereine kann indessen bestenfalls von einem frühen *Projekt*-Stadium ausgegangen werden, welches getragen wird von einer Vielzahl kleiner, umweltschonender Maßnahmen. Bezogen auf die 230.000 Sportstätten (Hallen, Freianlagen und Schwimmbäder) liegt ein erheblicher energetischer Sanierungsstau vor, der mit ca. 30 Milliarden Euro Kosten zu Buche schlägt und ohne erkleckliche staatliche Fördermittel kaum zu bewältigen ist.⁵ Ein flächendeckender *nachhaltiger Sportbetrieb* auf der Basis multifunktional nutzbarer und energieeffizienter *grüner* Sportstätten scheint in naher Zukunft ein ähnlich hoffnungsloses

4 Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 17./18. 12. 2022.

5 Vgl. hierzu die DOSB-Broschüren *Sport schützt Umwelt*, Nr. 133 (2020), Nr. 136 (2021) und Nr. 137 (2022).

Unterfangen zu sein wie die angestrebte Klimaneutralität Mitte des Jahrhunderts. Trotzdem führt kein Weg daran vorbei. Lange Zeit ignoriert, werden die Vereine und Verbände des DOSB – und nicht nur die Natursportarten – lernen müssen, ihren Teil der Verantwortung zu übernehmen, damit der drohende Öko-Super-GAU vermieden wird.

4 Die Zukunft von Gesellschaft und Hochleistungssport im Zeichen der Umwelt- und Klimakrise

a) Strategien für eine überlebensfähige (Welt-)Gesellschaft

Basierend auf bahnbrechenden Innovationen in Technik und Wissenschaft und vorwärtsgetrieben durch eine dominante Leistungs-, Erfolgs- und Wachstumsideologie konnte der Lebensstandard in der modernen Industriegesellschaft innerhalb eines Jahrhunderts kontinuierlich angehoben werden. Auf der Negativseite dieser Erfolgsgeschichte steht jedoch die exzessive Ausbeutung des planetarischen Lebensraums, einhergehend mit einer schleichenden, mittlerweile existenzbedrohenden Erderwärmung.

In den kommenden Jahrzehnten wird sich die Menschheit daher zwangsläufig mit Strategien auseinandersetzen müssen, wie sie a) die politisch in den Vordergrund gerückte Klimakrise meistern und b) ihren zu groß gewordenen ökologisch-materiellen Fußabdruck an die vorgegebenen Grenzen unseres Planeten zurückführen kann. Zweifellos wird es außerordentlich großer Anstrengungen bedürfen, um die Erderwärmung durch Drosselung der CO₂-Emissionen auf die im Pariser Abkommen vereinbarten 1,5 bis 2,0 Grad Celsius zu beschränken. Zudem übersteigt gegenwärtig der tägliche Bedarf an Lebensmitteln und Ressourcen die Tragfähigkeit der Erde um bedenkliche 60 Prozent (!) (vgl. Weizsäcker & Wijkman u. a., 2019, S. 119). Diesen zerstörerischen Raubbau an der Natur einzudämmen und den ökologischen *Overshoot* durch nachhaltige Maßnahmen Schritt

für Schritt abzubauen, wird die beinahe noch größere Herausforderung sein, der sich die Menschheit stellen muss.

Klimakrise und planetarische Ausbeutung sind vielschichtig ineinander verschränkt und erfordern eine ganzheitliche, systemisch vernetzte Vorgehensweise. Je reibungsloser die erforderliche Zusammenarbeit aller Länder dabei gelingt, umso höher sind die zu erwartenden Erfolge zu veranschlagen. Vor allem gilt es, die Jahrzehnte der verpassten Chancen und des halbherzigen Agierens durch ein schnelles, unbürokratisches Handeln wettzumachen. Anknüpfend an diese Forderung spricht sich der *Club of Rome* in seiner *Earth for All*-Studie (2022, S. 45 ff.) für eine *Giant Leap*-Strategie aus, die einzig das Potenzial in sich birgt, durch einen *Sprung nach vorn* die längst fällige Zeitenwende herbeizuführen – zum Wohl von Mensch, Tier und Ökosystem.

Ob die Menschheit auf eine hoffnungsvolle Zukunft zusteuert, wird entscheidend davon abhängen, inwieweit sie in der Lage ist, ihr auf Wachstum, Profitmaximierung und Naturausbeutung angelegtes Wirtschaftssystem an die planetarischen Grenzen *anzupassen*. Einem realitätsfernen Wunschdenken entspringt die Vorstellung eines paradiesischen Nullwachstums, die den Blick für die horrenden Probleme der Zukunft verschließt. Realistischer ist die Zügelung des kapitalistischen Wachstumsstrebens durch dessen konsequente Rückbindung an die Vorgaben der Nachhaltigkeit und der *endlichen* Ressourcen von Mutter Erde.

Jahrzehntelang weitgehend ignoriert, versucht grüne Wachstumspolitik mittlerweile die regenerative, nichtlineare Kreislaufwirtschaft zu forcieren, um auf diese Weise die Reduzierung des materiellen Fußabdrucks zu beschleunigen. Zwangsläufig wird wirtschaftlicher Fortschritt künftig über systemimmanente Kriterien hinaus verstärkt am Grad seiner Naturbelastung bzw. Naturverträglichkeit gemessen werden. Welche Rolle darüber hinaus soziale Gerechtigkeit im wirtschaftlichen

Handeln spielen wird, wird auch in Zukunft höchst kontrovers diskutiert werden. Idealtypisch zum Ausdruck gebracht wird die zweifache Bändigung des radikalen Kapitalismus in der Begrifflichkeit der *ökologisch-sozialen Marktwirtschaft*. Höchst fraglich ist dennoch, inwieweit künftig die tiefe Kluft zwischen Arm und Reich sowohl innerhalb als auch zwischen fortschrittlichen Industriestaaten und hilfebedürftigen Entwicklungsländern abgebaut werden kann.

Bei einer Verschärfung der Klimakrise sind Kriege und konsenszersetzende soziale Unruhen um Wasser, Nahrung sowie – im Extrem – um das nackte Überleben nicht auszuschließen. Hier gilt es, durch eine vorausschauende Wirtschafts- und kluge Investitionspolitik auf lokaler, nationaler und globaler Ebene jene strukturellen Voraussetzungen zu schaffen, die trotz erschwelter äußerer Bedingungen ein gutes und glückliches Leben ermöglichen, welches nicht nur Philosophen seit Urzeiten umtreibt.

Das Zeitfenster zur Lösung der Umwelt- und Klimakrise schließt sich mittlerweile immer bedrohlicher. Die Bündelung aller Kräfte und ein konzertiertes, entschlossenes Vorgehen sind dringender erforderlich denn je. Dem Staat fällt hierbei die Aufgabe zu, durch seine gesetzliche, steuerliche und finanzielle Leitungs- und Ordnungsfunktion die erforderlichen Rahmenbedingungen zu schaffen, um die in den vergangenen beiden Jahrzehnten eingeleiteten Adaptionen zur Bewältigung der lebensbedrohenden Krise zu beschleunigen.

Größtes Defizit der bereits vorliegenden transnationalen Klimaabkommen ist deren mangelnde nationale Verbindlichkeit. Hinzu kommt das Fehlen einer über die Einzelaktionen hinausweisenden langfristig angelegten Strategie mit einem global ausgerichteten Stufenplan ökologisch aufeinander abgestimmter Maßnahmen.

Die Bewältigung der Umwelt- und Klimakrise wird ohne erhebliche finanzielle Belastungen und Einschränkungen der

Bürger nicht realisierbar sein. Damit die hieraus resultierende Minderung von Kaufkraft und Lebensqualität nicht zu sozialen Unruhen in der Bevölkerung führt, sollten die demokratischen Staaten des Westens den Versuchungen eines obrigkeitsstaatlichen Dirigismus nicht erliegen und stattdessen alles daransetzen, um die Bürger entsprechend den Vorgaben einer offenen und streitbaren postmodernen Zivilgesellschaft in die politischen Entscheidungsprozesse miteinzubeziehen.

Schon jetzt zeichnet sich ab, dass die Umwelt- und Klimakrise eine Neujustierung des Verhältnisses von Politik und Wirtschaft sowie von Nationalstaat und transnationaler Weltstaatlichkeit erzwingen wird. Trotz der fast unvermeidlichen Stärkung von Staat und Politik auf Kosten der Wirtschaft sowie von Kants „Weltgesellschaft“ auf Kosten des Nationalstaates scheint dennoch deren Wechselbezug, angepasst an die veränderten sozio-kulturellen Rahmenbedingungen, zukunftstauglicher zu sein als deren vereinseitigenden Polarisierungen.

Bei der politischen Diskussion um die Abwendung der Klima- und Umweltkrise stand von Beginn an das Vertrauen in die technologische Machbarkeit des Problems im Vordergrund. Zu kurz kam die Einsicht, dass ohne den erforderlichen Bewusstseinswandel in der Gesellschaft die erhoffte Kehrtwende auf halbem Weg steckenbleibt. Sicherlich vermochten Klima- und Umweltaktivisten mit ihren Aktionen die Bevölkerung wachzurütteln. Nach wie vor fällt es den Menschen jedoch schwer, Abstand zu nehmen von ihren gewohnten Verhaltensweisen und durch eine nachhaltige Lebensweise mitzuhelfen, den taumelnden Planeten zu retten. Zwar weiß mittlerweile jeder Umweltinteressierte, wie er durch Einschränkungen seiner Flugreisen und Autofahrten, durch Verzehr von weniger Fleisch oder durch Reduzierung des (Plastik-)Mülls einen kleinen Beitrag zur Bewältigung der Umwelt- und Klimakrise leisten kann. Diese individuellen Verhaltensänderungen erfolgen jedoch viel zu langsam und zu selektiv, um einen durchschlagenden Beitrag für die anvisierte Kehrtwende der Klimakrise bis zum Jahr

2050 herbeizuführen. Die Thematik einer *nachhaltigen Welt* sollte daher möglichst zeitnah in die curricularen Lehrpläne der Schule aufgenommen werden. Dort kann der Schüler in Denken und Verhalten umfassend auf die kommenden schweren Jahrzehnte vorbereitet werden, die nicht nur Verzicht, Mühsal und Leid mit sich bringen müssen, sondern – hoffentlich – auch die Chance auf ein gesünderes, lebenswertes Leben.

Das Zurückdrängen der in den letzten Jahrhunderten vorherrschenden Anthropologisierung und Eurozentrierung der Welt wird indes nur gelingen, wenn die Umweltbewegung deutlich an Einfluss, Macht und Bedeutung gewinnt und den postmodernen Wertewandel der 1970er-Jahre im Sinne von Lyotard (1988, S. 204 ff.) redigiert und erweitert um den vernachlässigten Wertekanon der Natur und des nachhaltigen Wirtschaftens.

Überraschenderweise äußerte sich der *Club of Rome*, seit 50 Jahren kritischer Begleiter, Aufklärer und Mahner der Umwelt- und Klimakrise, in seiner jüngst veröffentlichten *Earth for All*-Studie erstaunlich hoffnungsvoll, dass die Klimawende doch noch gelingen könne, vorausgesetzt, die eingeleiteten Adaptationsmaßnahmen würden merklich beschleunigt werden. Zu befürchten ist jedoch, dass die Menschheit ohne den bitteren Lerneffekt eines dramatischen Temperaturanstiegs von über zwei Grad Celsius nur unzureichend bereit sein wird, ihre Verhaltens- und Lebensweise vorbehaltlos den schmerzhaften Zwängen einer nachhaltigen Zukunft unterzuordnen.

b) Szenario 2050: Mosaiksteine einer Post-Coubertin'schen Leistungsphilosophie

Coubertins Leistungsphilosophie hat die Sportbewegung in Deutschland über ein Jahrhundert maßgeblich geprägt. Obgleich die Kluft zwischen olympischen Idealen und Wirklichkeit im Laufe der Jahrzehnte immer bedenklichere Ausmaße annahm, blieben tiefgreifende Reformansätze mit Revision des *Immer weiter so* aus. Zwar fungierte Coubertins Leistungsethos

in den Präambeln und Festansprachen des Hochleistungssports auch weiterhin als wertebestimmendes Leit- und Vorbild, doch in der Praxis verlor es merklich an Leuchtkraft und Relevanz.

Zu kurz kam in der Vergangenheit die kritische Auseinandersetzung mit den Stärken und Schwächen von Coubertins Leistungsphilosophie. Willi Daume (2004) und IOC-Präsident Jacques Rogge (2001-2013) zählen zu den wenigen Olympioniken, die sich um die zeitgemäße Weiterentwicklung der olympischen Idee und des olympischen Menschenbildes Gedanken gemacht haben. Hingegen wurden die Reformen der *Olympischen Agenden 2020* und *2020+5* von IOC-Präsident Thomas Bach eher aus der Not heraus geboren, um die wachsende Zahl von Kritikern und Nolympia-Gegnern zu besänftigen und weniger, um den Geist Olympias zu stärken.

Mit kritischem Bezug zu Coubertins Leistungsphilosophie wird in dem nachfolgenden *Szenario 2050* (dem Jahr der anvisierten CO₂-Neutralität) der Versuch unternommen, mit und über Coubertins Ansatz hinaus Mosaiksteine einer in die Zukunft weisenden Leistungsphilosophie herauszuarbeiten, ohne deshalb die außergewöhnliche Lebensleistung des Gründers der modernen Olympischen Spiele schmälern zu wollen.

In Coubertins Leistungsphilosophie spiegeln sich die Zeitströme wider, die um 1900 den sozialen Umbruch vom absolutistischen Feudalstaat zum liberalen Nationalstaat bestimmt haben mit einhergehender Ablösung der ständischen Agrargesellschaft durch die bürgerliche Industriegesellschaft. Zuvorderst zeigt sich dies in der Übernahme des Leistungs- und Konkurrenzprinzips vom englischen Sport sowie der herausragenden Bedeutung der in der Aufklärung gründenden Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Individuen nebst der philanthropisch-reformpädagogischen Ganzheitlichkeit des Bildungsauftrags. Hinzu kommt der Bezug zur aufstrebenden Nationalstaatlichkeit, vermengt mit Ansätzen von KANTs Völkerbunds-Konzeption, sowie nicht zuletzt das altphilologische Bekenntnis zu den antiken Olympischen Spielen.

Der nicht minder heftige soziale Umbruch, der seit den 1970er-Jahren zur Ablösung der traditionellen Industriegesellschaft durch die postmoderne Informationsgesellschaft geführt hat mit Digitalisierung, transnationaler Globalisierung und hybrider Pluralisierung der Lebenswelt, bildete den Hintergrund für jene krisenhafte Entwicklung, welche seit Jahren das humane Selbstverständnis des modernen Hochleistungssports beeinträchtigt hat. Eine Grundsatzdebatte über die Zukunft der einst *schönsten Nebensache der Welt* ist daher längst überfällig, zumal alle Anzeichen darauf hindeuten, dass die Umwelt- und Klimakrise eine tiefenstrukturelle Neuordnung der global bedrohten Welt erzwingen wird – mit unabsehbaren Folgen auch für den Sport und Hochleistungssport in Deutschland.

Für Coubertin war die *Religion* das verbindende Glied zwischen antikem und modernem Olympismus: Ehrte der Olympionike der Antike mit seinem „leidenschaftlichen Nach-oben-Streben“ die Götter, tat der Olympionike der Moderne das Gleiche zu Ehren seines Vaterlandes (1966, S. 133, 137, 150). Bekräftigt hat Coubertin diesen „*religio athletae*“-Anspruch, indem er das innerste (Wettkampf-)Zentrum auch des modernen Olympismus als eine Art „*Altis*“ (heiligen Hain) auswies, als eine sittliche „*Gralsburg*“, in der nur „*geweihte*“ und „*geläuterte*“ Athleten Einlass fanden, denen er den Status einer „*Art Priester und Diener der Religion der Muskelkraft*“ (!) zusprach (S. 153).

Diese Gleichschaltung zweier völlig unterschiedlicher Kultursphären, bestärkt durch zahlreiche rückwärtsgewandte Zeremonien und Rituale, trug wesentlich dazu bei, dass der moderne Olympismus jahrzehntelang und ungeachtet aller Verweltlichungs- und Säkularisierungstendenzen mit einer geheimnisvollen und nur schwer durchschaubaren mystisch-jenseitigen Heiligkeit in Verbindung gebracht wurde, die der Realität in keiner Weise entsprach.

Trotz aller antiken Anleihen (Friedensgebot, Vierjahresrhythmus) und trotz aller von Coubertin vorgenommenen mystischen Sprachverklärungen scheint der moderne Olympis-

mus jedoch weniger im heiligen Kultspiel zu gründen, dem auch Huizinga (1956, S. 25 ff.) und Diem (1959, S. 164 ff.) eine bevorzugte Bedeutung beimäßen, als vielmehr im bio-sozialen Evolutionsprogramm unserer Gattung. Solcherart gewendet, bildet der von Groos (1930), Buytendijk (1933) und anderen hervorgehobene Spiel-, Bewegungs- und Lebensdrang den vielleicht archaisch-vitalsten Wurzelgrund auch des modernen Olympismus. Seine spezifische sozio-kulturelle Ausprägung erfuhr er hingegen durch das Geflecht an sozialen Werten, Normen und Verhaltensmustern, das um 1900 das Welt- und Menschenbild von Coubertin und seinen europäischen Mitstreitern geformt hat und gegenwärtig den Turbulenzen des postmodernen Wertewandels unterliegt.

Coubertins Lebensgeschichte stand maßgeblich im Zeichen der Ablösung der sozialen Herkunft durch das *Leistungsprinzip* als gesellschaftliches Ordnungskriterium. Dadurch wurde in Gesellschaft und Wirtschaft eine beispiellose Wachstumsspirale in Gang gesetzt, die sich ohne größere Abstriche in Coubertins Steigerungsideologie des *Citius, Altius, Fortius* widerspiegelt. Mittlerweile sind in vielen Sportarten die Rekordmarken in einen *absoluten Grenzbereich* vorgestoßen. Deren Überbietung, ausschließlich mit den Mitteln menschlicher Physis und ohne Hinzuziehung anaboler Steroide, wird immer schwieriger, unwahrscheinlicher, grenzwürdiger. Trotzdem bildet der Rekord nach wie vor das Epizentrum des Hochleistungssports, obgleich ein mäßiges Innehalten, Entschleunigen, Gegensteuern längst das Gebot der Stunde wäre. Doch weit gefehlt. Trotz periodisch wiederkehrender Kritik von Lenk (2005, S. 58 ff.) und anderen an den krisenhaften Exzessen des Hochleistungssports ist eine von Vernunft und Weisheit geprägte Kehrtwende derzeit nicht auszumachen.

Lebensfern ist die totale Ablehnung von Leistung und Kampf, wie dies die 1968er-Protestbewegung einst propagierte. Andererseits ahnte bereits Coubertin, dass radikales Leistungsstreben unter weitgehender Missachtung der bio-psycho-sozialen

Nebenkosten nicht der olympische Königsweg sein kann, als er in den 1930er-Jahren gegenüber seinen olympischen Weggefährten mehrmals äußerte, *Teilnahme sei wichtiger als der Sieg*.

Nicht zukunftsfördernd ist das Starren auf *Rekordlisten*, deren Doping-belastete Resultate trotz aller Kontrollmaßnahmen eher noch zunehmen werden. Sinnvoller wäre ein Zurück zu den Wurzeln des (*Wett-*)*Kampfes* mit Relativierung des enthemmten Rekordstrebens. Ein Fortschritt wäre bereits erzielt, wenn es gelänge, den westlichen Hang zur Totalisierung, Extremisierung und Vektorisierung der Leistung stärker an die asiatisch-Laotse'sche Lebensweisheit der synergetischen Einheit von Leistung und Erholung, Anstrengung und Muße zurückzubinden.

Dass die *sozialen Bewertungsmaßstäbe* im Hochleistungssport nicht starr vorgegeben, sondern höchst variabel veränderbar sind, zeigt ein Blick in die Kulturgeschichte. Dort finden sich solche Merkwürdigkeiten wie das deutsche Turnen mit Dominanz des solidarischen *Wir* der Turnriege über das subjektive Ich der Turner; oder die Gladiatorenkämpfe im alten Rom mit destruktiven Vorzeichen beim Kampf um Leben und Tod; oder auch die Versöhnung des Leistungsgedankens mit mehr Freude, Spaß und Lebensqualität im Erlebnis-, Fitness- und Outdoor-Sport der 1970er-Jahre.

Inwieweit *de-eskalierende* Maßnahmen greifen und nicht nur zu appellativen Deklarationshülsen verkümmern, hängt maßgeblich davon ab, inwieweit eine breite Mehrheit der olympischen Bewegung bereit ist, den *Hochleistungssport neu zu denken* – oder aber weiterhin in den starren Mauern der Tradition zu verharren. Zu befürchten ist, dass tiefgreifende Veränderungen des Hochleistungssports unter den Rahmenbedingungen der spätkapitalistischen Gesellschaft höchst unwahrscheinlich sind. Andererseits kann der Druck eines durch die Umwelt- und Klimakrise ausgelösten gesellschaftlichen Wandels sich vorteilhaft auf eine Humanisierung seiner Strukturen auswirken.

Allen Unkenrufen zum Trotz war Coubertin eher ein Humanist, Pazifist, Pädagoge und Kosmopolit als ein Nationalist. Großen Wert legte er auf die Gleichberechtigung aller Athleten und Sportarten. Auch sollten die Spiele der „ganzen Welt“ gehören, ohne Vorrechte eines Landes, einer Rasse oder einer Gruppe (1966, S. 114). Im Vierjahresrhythmus der Spiele sah er eine gute Gelegenheit des gegenseitigen Kennenlernens der Nationen, wo sie ihre Unwissenheit verringern, und ihre Vorurteile abbauen konnten (1966, S. 10). Zudem erhoffte er sich vom ritterlichen, brüderlichen Geist der olympischen Wettkämpfe eine positive Transferwirkung für den nationalen wie internationalen Sportverkehr. Von den Zuschauern forderte er, sich bei ihren Beifallskundgebungen „nationaler Parteilichkeit“ zu enthalten und gute Leistungen – überparteilich – mit Beifall zu honorieren (1966, S. 152).

Ein ähnlicher Sinngehalt wie bei Coubertin findet sich in prinzipiell allen Satzungen der nach 1900 gegründeten internationalen Sportverbände. Doch der einsetzende Chauvinismus und Imperialismus der europäischen Staaten trugen wesentlich dazu bei, dass der medaillenfixierte *nationalistische Aspekt* im modernen Olympismus eine immer wichtigere Rolle spielte – wider Coubertins völkerverbindendem, humanistischem Sinngehalt.

Die in den 1970er-Jahren einsetzende Globalisierung, Digitalisierung und transnationale Pluralisierung der Lebenswelt löste bei den internationalen Sportverbänden einen enormen Wachstumsschub aus. Mit bis zu 200 Landesverbänden sorgten sie dafür, dass der westlich-europäische Sport Coubertin'scher Prägung eine weltweite Verbreitung fand. Unmittelbare Folge des globalen Größenwachstums der Spitzenverbände und des IOC waren qualitative Veränderungen, die sich in Zukunft noch verstärken werden. Auffallend ist, dass bei sportlichen Großveranstaltungen neben den führenden Sportnationen immer häufiger auch kleine Nationen Erfolge vorweisen können. Abzuwarten bleibt, inwieweit die westlich-europäische Phalanx in

den Verbänden durch den wachsenden Einfluss asiatischer, süd-amerikanischer und afrikanischer Mitgliedstaaten erschüttert wird. Das hierin enthaltene Konfliktpotenzial deutete sich bereits bei der Fußballweltmeisterschaft 2022 in Katar an, wo über die hinlänglich bekannten Kritikpunkte hinaus eine vorurteilsfreie, ausgewogene Berichterstattung in Deutschland mit Verständnis für die historisch gewachsenen Eigenarten der arabischen Kultur gänzlich fehlte.

Zunächst kaum wahrgenommen, führte die postmoderne Globalisierung und *De*-Nationalisierung der Welt auch zu einem Bedeutungsverlust von Nationalmannschaft und Länderspielen. Wachsenden Einfluss erlangten die transnationalen Vereinsligen und Spitzenclubs als treibende Kräfte der nationalen Entgrenzung des Sports. In den 1960er-Jahren noch undenkbar, ist mittlerweile der weltweite Transfer von Spielern, Trainern und Managern selbstverständlich geworden. Erfolge im Spitzensport sind unlösbar verknüpft mit weltweiter Offenheit und Lernbereitschaft für die neuesten Entwicklungen und Fortschritte in Technik, Taktik, Training und Wettkampf. Hingegen blieb der „nationale Aspekt“ bei den Olympischen Spielen sowie bei Welt- und Kontinentalmeisterschaften unverändert bedeutsam, wo ein Milliardenpublikum gebannt die Wettkämpfe ihrer Nationalteams verfolgt.

Ob künftig auch bei diesen Sportgroßereignissen eine spürbare *De*-Nationalisierung eintreten wird, ist derzeit nicht absehbar. Erste Versuche von IOC-Präsident Jacques Rogge, bei den Olympischen Jugendspielen 2010 in Singapur neben den nationalen Wettkämpfen auch kontinentale Wettbewerbe einzuführen, fand bislang keine große Nachahmung. Sicherlich hat der Weltsport zur Völkerverständigung beigetragen, allerdings unter den Vorzeichen westlicher Hegemonie. Dass der olympische Sport im 21. Jahrhundert Coubertins humanistischem Ideal der moralischen Selbstvervollkommnung näher gerückt ist, kann indes bezweifelhaft werden. Nach wie vor zählt der nationalistisch instrumentalisierte Kampf um Medaillen, Erstplatzierungen

und Siege zum unantastbaren Gütesiegel erfolgreichen Leistens im Sport – mit allen nach sich ziehenden Konsequenzen.

In den Gründerjahren der Olympischen Spiele Anfang des 20. Jahrhunderts ließ sich die *All Sports All Nations*-Vision von Coubertin angesichts der überschaubaren Zahl an Wettbewerben und Teilnehmern problemlos realisieren. 100 Jahre später sah sich das IOC genötigt, limitierende Empfehlungen für die grenzwertig gestiegene Zahl an Wettkämpfen und Teilnehmern auszusprechen. Inwieweit diese Empfehlungen in die Tat umgesetzt werden, ist ungewiss. Offen ist, ob die *Leichtathletik* auch in 50 Jahren noch Königsdisziplin der Spiele sein wird. Die anhaltende Medialisierung und Virtualisierung der Lebenswelt wird auch in den Sportarten ihre Spuren hinterlassen. Gemessen am traditionellen Sportverständnis ist derzeit nur schwer vorstellbar, dass künftig eine stärkere Vermischung von physischen Bewegungs- und virtuellen E-Sport-Elementen in den Sportarten stattfinden könnte. Doch die hohe Attraktivität der von Ex-Barca-Star Gerard Piqué auf Streaming-Basis gegründeten *Kings League* mit veränderten Fußballregeln und stärkerer Beteiligung der Zuschauer am Spiel weist in eine andere Richtung mit völlig offenem Ausgang.

Fraglich ist auch, ob im Jahr 2050 die Olympischen Winterspiele in der derzeitigen Form noch stattfinden werden. Bereits heute hat das IOC wegen akuten Schneemangels erhebliche Mühe, einen Ausrichter für die Winterspiele 2030 zu finden. Skifahren auf reinen Kunstschneepisten wird in Zeiten des Klimawandels zunehmend auf gesellschaftlichen Widerstand stoßen. Und Skifahren auf Sand oder (ökologisch fragwürdigen) „Plastikpisten“ mag lokal begrenzt eine Alternative sein, aber gewiss nicht für eine Massenveranstaltung.

Generell ist zu fragen, inwieweit die Olympischen Spiele mit ihrem starren Format in den kommenden turbulenten Jahrzehnten überhaupt überlebensfähig sein werden. Kleinere, überschaubarere Veranstaltungsformen wie die *European Championships* oder die nationalen *Finals* mit ihrem bunten Sportarten-

Mix könnten helfen, das Nachdenken über zukunftsweisende Alternativen zu beschleunigen. Eine die traditionellen Strukturen zuwiderlaufende Option wäre sicherlich, die Olympischen Spiele in mehrere (transkontinentale) Subeinheiten aufzugliedern und die *vermeintliche* Einheit nicht mehr real über das *Olympische Dorf* herstellen zu wollen, sondern nur noch *virtuell* über TV-Schaltungen. Der Druck ökologischer Nachhaltigkeit wird zudem dafür sorgen, dass der bauliche Gigantismus der Vergangenheit eingedämmt wird, einerseits durch temporäre und rückbaubare Sportstätten, andererseits durch die stärkere Berücksichtigung älterer, bereits vorhandener Sportanlagen im Verhältnis zu neuen, Milliarden verschlingenden Prachtbauten.

Die Mitglieder des IOC sind für Coubertin in ihren Entscheidungen völlig frei, an keinen „imperativen Auftrag“ gebunden. Ihre vordringlichste Pflicht ist es, „Botschafter der Olympischen Idee in ihren Heimatländern“ zu sein (1966, S. 135). Gemessen an diesem Anspruch weist das von zahlreichen Korruptionsaffären und hässlichen Dopingdebatten belastete IOC erhebliche Glaubwürdigkeitsdefizite auf. Forciert wurde diese Entwicklung in den 1980er-Jahren, als Juan Antonio Samaranch mit wohlwollender Unterstützung des Adidas-Dassler-Clans IOC-Präsident wurde und alsbald begann, Vertraute wie Thomas Bach und den kuwaitischen Scheich Ahmad Al-Sabah um sich zu scharen.⁶ Lässt man außer Acht, dass das IOC sich zur Hälfte aus Mitgliedern der Fachverbände und zur Hälfte aus (von ihm ausgewählten) „persönlichen Mitgliedern“ zusammensetzt, weist der FIFA-Verband eine verblüffend ähnliche Negativbilanz um Sepp Blatter, Michel Platini und Gianni Infantino auf. Offensichtliche Demokratiedefizite in den internationalen Sportverbänden bilden den Hintergrund für die sich häufenden Skandale der vergangenen Jahre. Zwar rekrutieren sich die internationalen Sportfunktionäre aus ihren nationalen Verbänden, doch nicht selten entfremden sie sich von ihrer

⁶ Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 19./20. 02. 2022

heimatlichen Basis und pflegen ihre internationale Verbandskarriere weit mehr, als dass sie bereit wären, Kritik an Fehlentwicklungen ihres Verbandes zu üben. Falsch verstandene Solidarität gegenüber der Verbandsspitze fördert eine Ja-Sager-Mentalität, die im krassen Gegensatz zu Coubertins beschworener Freiheit und Unabhängigkeit der Funktionäre steht.

Viele Jahrzehnte von Männern dominiert, finden sich zudem auch gegenwärtig nur wenige Frauen in Spitzenpositionen der internationalen Sportverbände. Ähnlich zäh verlief die Institutionalisierung einer Athletenvertretung in den nationalen und internationalen Verbänden. Jahrzehntelang wurde sie mehr verhindert als unterstützt. Längst fällige Reformen der Verbandsstrukturen mit Beseitigung der Intransparenz und der Demokratiedefizite durch eine ausgewogene *Balance of Power*-Strategie in der Entscheidungsfindung wird nur allzu oft erschwert durch das über Jahrzehnte tradierte hohe Beharrungsvermögen der Sportverbände. Hingegen werden Innovationen am ehesten aufgegriffen, wenn die Konkurrenz alternativer Verbände die Entscheidungsträger zum Handeln zwingt.

Die kulturelle Hybris in den vergangenen Jahrzehnten mit weitgehendem Vergessen der Natur ließ die Einsicht verkümmern, dass auch Coubertins Höchstleistungsstreben in das evolutiv-genetische Inventar unserer Gattung eingebettet ist, über dem sich sein im westlichen Kulturkreis gründender Wertekern des *Fair Play*, der Unversehrtheit und der Würde des Athleten sowie der Achtung, Toleranz und Solidarität der Kämpfenden erhebt. Dieses innerste Werte- und Sinnzentrum des (Hochleistungs-)Sports – nicht selten universalistisch überinterpretiert – schwebt indes nicht als quasi-unhintergebares, vormodernstatisches Ideen-Konstrukt über den Köpfen der Athleten, wie dies die Ausführungen von Güldenpfennig (2017, S. 61) nahelegen, sondern unterliegt wie jedes soziale Phänomen strukturellen Veränderungen. Diese können durch die Zwänge eines veränderten Zeitgeistes ausgelöst oder durch die Reflexions- und Innovationsbereitschaft reformwilliger Protagonisten herbeigeführt werden.

Auch wenn seine Befürworter dies nicht wahrhaben wollen, hat Coubertin mit seiner Leistungsideologie eine seit Jahrzehnten anhaltende und zunehmend problembelastete Wachstums- und Rekord-Euphorie im Hochleistungssport angestoßen, die dringend einer entschleunigenden Korrektur bedarf. Angesichts der sich verschärfenden Umwelt- und Klimakrise scheint eine zukunftsweisende Neudefinition des interdependenten Verhältnisses von Leistung, Wettkampf und Kooperation unumgänglich zu sein mit Abschwächung des überhitzten Rekordprinzips bei gleichzeitiger Vermeidung der ideologischen Überfavorisierung von Solidarität und Kooperation unter vorurteilsbeladener Negierung, gar Verteufelung des Leistungs- und Wettkampfprinzips.

Die anhaltende Diskussion um die Abschaffung der *50+1-Regel* in Deutschland zeigt, dass der Hochleistungssport keineswegs gewillt ist, seine bisherige Einstellung grundlegend zu ändern. Um international nicht ins Hintertreffen zu geraten, scheinen die Spitzenvereine gegenwärtig keine andere Möglichkeit zu sehen, als finanzstarke Investoren an sich zu binden. Mit ihren Milliarden untergraben diese jedoch die „beschädigte“ Souveränität der Vereine und Verbände noch mehr und führen die Entscheidungsmacht ihrer Mitglieder ad absurdum. Fest im Würgegriff einer überbordenden Erfolgsmoral kommt eher eine Faust'sche Weltsicht zum Tragen als Coubertins sittlich-moralische Überhöhung des Leistungsbegriffs.

Zu befürchten ist, dass der Hochleistungssport aus eigener Kraft kaum fähig sein wird, sich zu *re-formieren*, zumal die Probleme hinlänglich bekannt sind und diskussionswürdige Lösungsvorschläge seit Jahren schlichtweg ignoriert wurden. An diese Vorschläge knüpft das abschließende Resümee an, das angesichts der sich verschärfenden Umwelt- und Klimakrise eine besondere Akzentuierung erhält:

1. Fatal wäre ein unbedarftes *Weiter so* des Spitzensports mit Ignorierung der krisenhaften epochalen Zeitenwende und unzu-

reichender Übernahme sorgender *Mit*-Verantwortung für eine ökologisch stimmige Zukunft.

2. Die nationalen und internationalen Sportverbände weisen vielfach oligarchisch verkrustete Strukturen auf, die weit zurückreichen in die Anfangsjahre der Sport- und Turnbewegung sowie der Männerbünde des 19. Jahrhunderts. Der korrupte und rufschädigende Machtmissbrauch namhafter Spitzenfunktionäre in den letzten Jahrzehnten hat längst fällige Strukturreformen unaufschiebbar gemacht mit Stärkung basisdemokratischer sowie die Macht der Spitzenfunktionäre relativierender Kontrollsysteme.

3. Wer seit den 1960er-Jahren die Entwicklung des Spitzensports mit all seinen Höhen und Tiefen kritisch verfolgt hat, ihn jahrelang selbst praktiziert hat und sein im Schüleralter geprägtes Coubertin'sches und Jahn'sches Leistungsverständnis durch die periodisch wiederkehrenden Doping-Skandale erschüttert sah, ist erstaunt, wie hoch der Stellenwert von Rekorden in Sport und Gesellschaft nach wie vor ist, so, als hätte es schwerwiegendste Leistungsmanipulationen nie gegeben. Mittlerweile ist gar zu befürchten, dass so mancher Rekord im Grenzbereich absoluter Höchstleistung klammheimlich eher *mit* als *ohne* technologische und pharmakologische Hilfsmittel zustande kommt.

Der Hochleistungssport wird daher auch künftig vor der kaum lösbaren Aufgabe stehen, dass er einerseits das Leistungsstreben als unverzichtbares Lebenselixier bejahen, andererseits seine grenzüberschreitenden Overshooting-Exzesse rigoros bekämpfen muss. Dies kann ihm nur gelingen durch das resolute Senken übertriebener Erwartungen, durch noch schärfere Sanktionen bei aufgedeckten Verfehlungen sowie vor allem durch die massive Stärkung der sportlich-fairen Gesinnung im Binnenverhältnis des Sports. Neben dem Erwerb sportlicher Bewegungsmuster ist – beginnend im Kindes- und Jugendalter – der moralisch-sittlichen Kompetenz fairen Leistungshandelns weit mehr Beachtung zu schenken als in der Vergangenheit. Das

Einbringen des Sportethos in das Berufsethos darf nicht länger als lästige Rest-, gar Störgröße empfunden werden, sondern ist als *moralisches Bollwerk* gegen die negativen Auswüchse des Hochleistungssports unverzichtbar.

4. Übertragen auf den Außenbereich des Spitzensports heißt dies, dass auch dem Turbokapitalismus der milliardenschweren Investoren der Kampf anzusagen ist. Die *50+1-Regel* sichert den Vereinen jenes Minimum an Macht und Entscheidungsfreiheit, das verhindert, dass sie zum willkürlich manipulierbaren Erfüllungsgehilfen sportfremder Geldgeber degradiert werden. Langfristig wird sich der organisierte Spitzensport mit Blick auf Entwicklungstendenzen im *Ausland* entscheiden müssen, ob er den Weg des amerikanischen *Eigentümergebots* (Tendenz: Multi-Club-Investoren) gehen will mit folgenschweren Konsequenzen für den DOSB und die traditionellen Vereins- und Verbandsstrukturen in Deutschland oder aber – wider den langjährigen Trend – die substanzielle Eigenmächtigkeit höher einstuft als das erfolgsversprechende Kapital profitorientierter Finanzjongleure.

5. Gegner des scheinbar nicht abzuwendenden Ausverkaufs des Spitzensports sind gegenwärtig in Deutschland vor allem die Fangruppen in den Stadien, die mehrmals zum Ausdruck brachten, dass der Sport den Sportlern *frontstage* gehöre und nicht den Geldgebern *backstage*. Als kritische Begleiter des Spitzensports erwiesen sich in den letzten Jahren vor allem investigative Journalisten. Hingegen waren die traditionell eher unpolitisch eingestellten Sportler vollauf mit ihrem umfangreichen Trainings- und Wettkampfprogramm beschäftigt. Die Sportfunktionäre wiederum beschränkten sich weitgehend darauf, die Vereine und Verbände betriebswirtschaftlich zufriedenstellend zu verwalten. Hingegen ist das Verhältnis der Sportwissenschaft zum Hochleistungssport eher zwiespältig: Einerseits wird ihre technologische, diagnostische und medizinische Beratungsfunktion von den Sportverbänden verstärkt nachgefragt. Andererseits ist die geisteswissenschaftlich-moralische Begleitung

und kritische Auseinandersetzung mit Problemen und Entwicklungen des Hochleistungssports seit jeher eher defizitär. Allzu kritische Fragen stören nur den reibungslosen Ablauf des Tagesgeschäfts. Hinzu kommt, dass der Hochleistungssport als Gegenstand geisteswissenschaftlicher Forschung im Zuge der Differenzierung und Verwissenschaftlichung des Sports von anderen Themenstellungen verdrängt wurde, die der mutterwissenschaftlichen Herkunft und dem Interesse der Forscher eher entsprachen.

6. Was nützt, ist kein Schwelgen in der Vergangenheit, sondern die Entwicklung *kluger Visionen* eines *zukunftsfähigen* Spitzensports, der in eine global vernetzte Welt eingebettet sein wird, in der Umweltfragen eine zentrale Rolle spielen werden. Um über Coubertins Leistungsphilosophie hinaus alternative, progressive Sportmodelle in die Tat umzusetzen, die der Wachstumseuphorie und der anhaltenden Veräußerlichung des Spitzensports Paroli bieten könnten, bedarf es jedoch einer reformwilligen (derzeit nicht vorhandenen) Sportbewegung, die von Umweltaktivisten lernen könnte, wie mühsam, langwierig und konfliktbeladen, doch nicht hoffnungslos es sein kann, strukturelle Veränderungen herbeizuführen. Handicap aller allzu euphorischer Reformervorstellungen bleibt dennoch, dass der soziale Wandel weit häufiger den Unwägbarkeiten des Zufalls und der Irrationalität folgt, als dass er durch menschliche Vernunft und Einsicht final gesteuert werden könnte.

ENDE

